

Eine Reitstunde [Schluss]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 31

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

2. August 1919

Zwei Gedichte von U. W. Züricher.

Morgengruß.

Morgenstill durchwandern
Lichte Lärchenhaine,
In der Tiefe lassend
Allen Streit, in reine
Höhenfrische Winde
Seine Stirne tauchen,
Während erste Strahlen

Rötlich überhauchen
Alle unermessne
Freie Himmelsweite:
So kommt der Gedanken
Starkes Weggeleite.
Was in bangen Nächten
Quälet Herz und Hirn,

Das entspringt in Gluten
Nun der Mannesstirn.
Halbdurchahnte Wirrnis
Wendet sich zur Klarheit.
Höhengruß ins Weite
Allem Mut der Wahrheit!

Lebensmittag.

Hand in Hand mit liebem Weibe
Durch die Wälder, Weiden gehn,
Und von sonnengoldnen Höhen
Sehnsuchtsblaue Sernen sehn;

Heller seine Augen spüren
In gedankenklarer Luft,
Steigen seine Seele spüren
Hoch ob Erdenleid und Gruft:

O du königliches Leben
In der Bergesfürsten Kreis,
Will, wie heut in Mannesjahren,
Einst als wandermüder Greis

Dir die Treue froh bewahren,
Will mit meinem letzten Blick

Segnen, was das Leben brachte,
Segnen, segnen mein Geschick.

≡ Eine Reitstunde. ≡

Von Ernst Zahn.

3

De la Haie stand jetzt an seinem Lager, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, in militärischer Haltung.

„Sehen Sie sich zu mir,“ bat der Herzog, die kleine Hand auf dem Bettrand.

„Wie befinden sich Eure königliche Hoheit?“ fragte der Marquis.

So begann täglich ihr Gespräch.

„Wie immer,“ antwortete das kranke Kind, blickähnlich durchflog ein Schmerz sein Gesicht.

Der Marquis preßte die Zähne zusammen, daß sie knirschten. „Die Aerzte erlauben noch immer nicht — draußen ist eine solche Pracht,“ redete er ganz verwirrt daher.

Der Knabe lauschte. „Hören Sie die Vögel?“ fragte er.

„Ich kann mir die ganze Welt da draußen vorstellen,“ fügte er hinzu, „ich spüre sie aus dem Echo heraus, das hier drinnen ist. Sehen werde ich sie wohl nicht mehr.“

„Hoheit!“ stieß der Marquis hervor.

Die großen braunen Knabenaugen richteten sich auf ihn. „Ich habe gehört,“ flüsterte der kleine Herzog, „wie Dupuy zum Dauphin, meinem Vater, sagte, daß ich es nicht überstehen werde.“

Der Marquis zuckte nicht; es wurde nur ganz kurz das Weiß seines Auges sichtbar, wie bei einem, der gefoltet wird. „Er kann es nicht wissen,“ murkte er.

Dann wurde es stille. Nur der Sommer draußen dämpfte seinen Glanz und seine Freude nicht und nach wie vor quoll sein Atem durch das offene Fenster.

Jetzt stahl sich die Knabenhand über den Bettrand hin und legte sich auf de la Haies Arm. Welch ein Zierat auf dem Purpuramt des Wamses!

„Die Könige von Frankreich müssen starke Ritter sein, nicht wahr?“ flüsterte der Herzog.

„Sie sollten es sein,“ erwiderte der Marquis grollend. Was kümmerte ihn, ob seine Worte ihm den Hals kosteten!

„Sie glaubten einmal, daß ich so werden würde?“

„Ich hoffte es.“

„Sie wollten mich dazu machen?“

„Ich wollte es versuchen.“

„Mehr noch, als wie der Vater es war?“ fragte der Knabe weiter.

„Viel mehr.“

„Und als Seine Majestät der König?“

De la Haie lachte rauh auf. Der Zorn stieß ihm die Lache aus der Brust heraus.

Der kleine Herzog sah ihn fast furchtsam an. Es war etwas so Ungewöhnliches in des andern Gebaren. Etwas, das die Kinderseele halb erschreckte, halb zur Bewunderung hinriß. An diesem Menschen war eine raue Kraft, die ihn anders machte als alle andern. Eine neue Welt tat sich vor den Blicken des Knaben auf. Und er verglich mit ihr die Verzärtelung, die Verlogenheit, die Ungesundheit seiner eigenen Umgebung. Der Haß wurde ihm begreiflich, den dieser Mann da gegen all das hatte. Er begriff, begriff. Darum hatte er ihn so rauh angefaßt, so fast verzweifelt hart! Darum hatte der Unfall — —

Er zog die kleine Hand zurück. Sein Mund bebte leise. Die Augen suchten die Brundede. „Es ist schade,“ jagte er ganz leise.

Der Marquis hatte sich erhoben. Unbekümmert um alle Hoffitte trat er ans Fenster und stand mit dem Rücken gegen das Bett. Die Wut gegen das Lotterleben des Hofes des XV. Ludwig, die Verzweiflung über das Siechtum des Kindes da hinten und seine eigene Schuld daran, die wilde Qual über das Scheitern von Hoffnungen, deren Berechtigung das zitternde „es ist schade“ wieder dartat, und sein leidenschaftlicher Glaube an den fürstlichen Knaben waren in ihm aufgewühlt. Er hatte bittere Mühe, ihre Stimmen niederzuhalten.

Mit geballten Fäusten stand er einen Augenblick da.

Dann schritt er nach der Tür.

„Das Spielbrett,“ gebot er dem Diener, der dort stand. Und als es gebracht wurde, setzte er sich an das Lager des Kranken, und sie schoben die Steine des Damenbretts wie an jedem Tag.

Der Marquis de la Haie ritt im strömenden Regen dem Versailler Schlosse zu. Die Straße war durchweicht, die Beine seines braunen Pferdes waren grau von Kot. Die Nebel hingen so tief, daß kein Himmel zu sehen war. Bäume und Büsche ließen die Äste hangen und triefen, triefen wie der Mantel des einsamen Reiters.

De la Haie sah mit hochgeschlagenem Kragen, den Hut in den Kopf gezogen, auf sein Pferd gebückt. Der Regen schlug ihn wie mit tausend Peitschen. Wie mit Peitschen schlugen ihn die Schuldgedanken. Zwei Jahre trug er sie nun mit sich herum, und das Unwetter, das jetzt seinen Hohn über ihn ausgoß, war ein Kinderpiel gegen die Wucht der Gewissenslast, die jeder Tag dieser zwei Jahre auf ihn gewälzt hatte. Zwei Jahre hatte er nun davon geschwiegen, daß er der Verbrecher war, der das Siechtum des Thronerben von Frankreich auf dem Gewissen hatte.

Nicht aus Furcht vor Strafe hatte er geschwiegen — bah, was galt ihm dieser verpönte Hof und sein eigenes Leben! — Aber, weil der edle Knabe selbst nicht hatte reden wollen. Und — weil dieser ihn nötig hatte. Heilige Mutter Gottes, was für ein Kind! In ihm schlummerte die Blüte Frankreichs. Aus dem Samen dieser Seele hätte er, de la Haie, den Baum ziehen wollen, in dessen Schatten das ausgejogene und geknechtete Volk neu hätte gedeihen mögen. Welch ein Verhängnis, Welch ein Fluch in jener einzigen Stunde gelegen hatte, da er am Spielzeug den Herzog — —

Der Marquis stöhnte ganz laut, so daß sein durchnäßtes Tier erschreckt den Kopf hochwarf. Aber der Reiter griff nicht in die Zügel. Er warf einen Blick voraus in das fahle Grau, hinter dem sich noch das Ziel seines Rittes verbarg. Wann würde es dort zu Ende sein? Einmal, das wußte er, würde dort bei seiner Ankunft vom Tode gesprochen werden, vom kommenden oder geschehenen Tode. Die Aerzte gaben keine Hoffnung. Zwei Jahre dauerte es nun schon. Aber das Ende mußte kommen. Das Herz brannte de la Haie. Vor Qual der Liebe und der Verzweiflung.

Sein Tier trottete weiter. Weiter schüttete der Regen.

Jetzt erschienen hinter der Nebelwand dunklere Schatten. Die Umrisse der Türme von Versailles begannen sich abzuzeichnen. Sie gewannen Gestalt. Sie kamen nahe.

Der Reiter richtete sich auf, fuhr mit der behandschuhten Hand nach dem Hut und schob ihn aus dem graubleichen, harten Gesicht. Sein Herz klopfte. Er drückte dem Pferd die Sporen in die Weichen und galoppierte, die Zähne verbissen, eiliger seinem Ziele zu. So war es immer auf diesem Wege. Wenn er die Türme dort erblickte, packte ihn die jähe Unruhe und trieb ihn zur Hast.

Da! Was war das?

Dort auf dem Schlosse. Wie ein Stück Wolke aus dem unsäglich traurigen Regenhimmel gerissen? Ein schwarzes, regengesättigtes Stück Tuch. Schwarz hing es an der Stange, sicher ohne Schaden, und doch nur wie ein elender Fehen. Die Leben gewordene, zu Boden geschmetterte, lastende Trauer.

Dem Marquis fuhr es durch die Brust, als hätte der kalte Himmel einen glühenden Blitz versandt und ihm in die Rippen gejagt. Er riß sein Pferd auf. Er stieß ihm mit dem Sporn die Flanken blutig.

Es raste vorwärts.

Nach einer Viertelstunde sprang der Marquis vor dem Schloßtor von seinem Tiere. Er warf die Zügel dem ersten Menschen, den er sah, einem wachhabenden Soldaten, zu.

Der Mantel glitt zu Boden. Er achtete es nicht. Mit den Reistiefeln stampfte er treppauf, als ginge er im Stalle und nicht in den königlichen Räumen. Unterwegs erst zog er die durchnäßten Handschuhe aus, und sie streuten einen Regen von Tropfen auf die Fliesen, als er sie in der Eile des Schreitens hin und her schwang.

Jetzt gelangte er in den Flügel der Dauphine. Höflinge und Diener füllten die Gänge. Sie grüßten. Einzelne wollten ihn ansprechen. Er riß den Hut vom Kopf und bewarf das Kleid einer Hofdame mit dem Wasser, das aus dessen Krempe floß. So stampfte er durch die gaffende, verwunderte, entsetzte Schar. Man wechselte Blicke. Einer

seiner Freunde legte ihm die Hand auf die Schulter. „Marquis! In diesem Aufzug! Wo denken Sie hin?“

Er sah ihn verständnislos an und ruhte nicht, bis er vor der Tür des kleinen Herzogs stand.

Jean Baptiste, der Kammerdiener, lehnte am Pfosten und verbiß Tränen.

„Er ist tot,“ sagte der Marquis.

Es war das erste, was er sprach, und dabei stand er steil aufrecht wie ein präsentierender Soldat. In seinen grauen Augen war eine seltsame, bohrende Starrheit.

Der Diener nickte schluchzend.

„Melde mich,“ herrschte de la Haie. Er sprach so laut, daß die im Flur anwesenden Leute erst recht die Hälse reckten.

Jean Baptiste zögerte noch. Er wußte sich nicht in die Lage zu finden.

Da ging die Tür des Brinzengemachs.

Die Gräfin d'Albon trat heraus. Sie war schwarz gekleidet. Ihr spitzes Gesicht sah aus, als könnte sie mit Worten Bänder zerschneiden. Die eine schmale, gepflegte Hand hoch an die Tür gelegt, als ob sie jemandem den Eingang wehren wolle, sagte sie: „Sie sind zu spät, Herr Marquis de la Haie, Ihre Nähe ist nicht mehr nötig.“

„Ihre Hoheit, die Dauphine“ — versuchte der Marquis einzuwenden.

„Ihre königliche Hoheit haben befohlen,“ antwortete bedeutungsvoll die hagere, große Frau. Dann trat sie ins Gemach zurück.

De la Haie wendete sich um, sein Rücken beugte sich, sein Kopf fiel vornüber, als müßte er sich wieder im Regen ducken.

Da trat Jean Baptiste an ihn heran.

„Seine letzte Frage galt Ihnen, Herr Marquis,“ flüsterte er.

De la Haie gab keine Antwort. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Schritt war schwer und unsicher. In seinen Augen aber war etwas feucht. Und es war nicht Regen. — — —

Im Zimmer des Herzogs von Burgund saß die Dauphine am Totenbette. Kerzen auf silbernen Kandelabern standen am Boden und streckten ihre dünnen, weißen Wachsstäbe hoch auf, über denen der Flamme tulpenhafte Schönheit schwebte. Neben der Gattin, deren Gesicht in verborgenem Schmerz zuckte, verharrte der fromme Gemahl, die Hände gefaltet, in leisem Gespräch mit dem Beichtvater. Die Dauphine verwandte keinen Blick vom Antlitz des toten Sohnes. Sie grübelte über das nach, was ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens beschäftigt haben könnte und was wie ein zur Lösung forderndes Rätsel in seinen elfenbeinbleichen Zügen stand. Sie sah auf die geschlossenen Lider, die durchsichtige, von den schwarzen Lockenringeln noch umrieselte Stirn, auf die knapp und gerade wie ein Schnitt geschlossenen Lippen. Es war, als lebten hinter der Stirn noch Gedanken, die im Verwehen waren, als hielt der Mund ein Wort zurück. Hatte das tapfere Kind einmal



Dora Hauth: Pankraz, der Schmoller.

über sein Geschick klagen wollen? Hatte es im Leben irgend ein Geheimnis verborgen?

Die d'Albon kam herein.

Dauphin und Dauphine wendeten sich ihr zu, denn es hatte eine rauhe Stimme draußen vor der Tür die Feierlichkeit des Gemachs gestört.

„Der Marquis de la Haie,“ flüsterte die Gräfin in dem zischenden Ton, der ihr eigen war.

„Er ist wieder fort?“ fragte die Dauphine mit einer Abneigung verratenden Ungeduld.

Die Gräfin verneigte sich stumm. — — —

Den Marquis de la Haie sah das Schloß nicht mehr. Er nahm Kriegsdienste. Die Schlacht bei Minden endete sein Schuldbewußtsein, seinen Schmerz und sein Leben.

— Ende. —

„Die Leute von Seldwyla.“

Zu Dora Hauths Keller-Bildern.

Es ist auffällig, wie wenige darstellende Künstler sich an Gottfried Kellers Werke herangewagt haben. Und doch wären sie wie keines andern Dichters Werke zur Illustration geeignet. Ernst Würtenberger legt dies überzeugend dar in der Gottfried Keller-Festnummer des „Basler“ (Literarische Wochenbeilage der Nationalzeitung). Er exemplifiziert mit dem „Grünen Heinrich“; aber ebensogut könnte er dies tun mit den „Leuten von Seldwyla“, mit den „Zürcher Novellen“, dem „Sinngedicht“ und dem „Martin Salander“. Ueberall stößt der Illustrator auf eine Fülle darstellbarer Situationen, deren Umwelt zudem der Dichter mit seiner genialen Erfindungsgabe auf das eingehendste und liebevollste ausgestattet hat. Die hier vorliegenden Tuschzeichnungen Dora Hauths (Entwürfe zu Postkarten) können als Stichproben hierfür gelten.

Die Künstlerin hat sich allerdings ihre Zeichnungen nicht als Buchillustrationen, sondern als selbständige Bildchen gedacht, die ihren Stoff mit kühnem Griff den bekanntesten Stücken der Novellensammlung die „Leute von Seldwyla“ entnehmen. Und zwar greift sie — wie aus unseren Reproduktionen ersichtlich ist — mit Vorliebe die grotesk-humoristischen Vorstellungen und Situationen heraus, wobei sie ihrer Phantasie freie Zügel läßt.